

Hause Wittelsbach (1761) wird die Grenzlinie von der Pracht des barocken Zeitalters zur Aufklärung gezogen; ein Menschenalter später, zwischen 1794 und 1803, folgt die politische Wende.

Das Doppelbild der Geschichte hat seine Achse in der Person der vier Kurfürsten, die in den 113 Jahren an der Spitze der Kölner Kirche standen. Darum geht der Band nach der Zeichnung der geistigen und politischen Umwelt von ihnen aus und zeigt die politischen Motive der Wahl der Wittelsbacher, das primitive geistliche Leben des ersten, die durch Depressionen gespaltene Lebensart des verschwanderischen Clemens August, die Antipathie gegenüber den Regierungsgeschäften eines Königseck-Rotenfels (wir im Süden würden »Königsegg-Rothenfels« erwarten), und die treue Pflichterfüllung eines Max Franz (Josefs II. Bruder), des ersten Dieners seines Landes und ersten Seelsorgers seines Bistums.

Zur Regierung ihrer Kirche benötigten diese Reichsfürsten zahlreiche Stellvertreter und Mitarbeiter; nicht in erster Linie die Domherren (fast ein Drittel kam aus dem schwäbischen Adel), wohl aber die Weihbischöfe, Generalvikare, Offiziale, die Landdekane, dazu die Archidiakone, die verschiedenen Räte usw. Kompetenzstreit minderte die Leistung. Dazu kamen Eingriffe des Nuntius und die Beschränkung durch fünf exemte Abteien und das »Staatskirchentum« von 15 verschiedenen Landesherrn. Das Bistumsvolk lebt in rund 1000 Pfarreien (neben 376 lutherischen und reformierten Gemeinden), die in übergroßen Dekanaten organisiert sind. Nur 40 von diesen 1000 Pfarreien kann der Bischof besetzen. Die zahlreichen Stifte sind ausgedehnte kirchliche, aber eigentlich anachronistische Wirtschaftsbetriebe. Ein Klerikerproletariat erinnert nach Zahl und sozialen Verhältnissen fast an vorreformatorische Zustände; doch gab die Lebensführung selten Anlaß zur Beanstandung. Ein Priesterseminar wurde erst im dritten Anlauf vollendet, ohne großen Zulauf zu finden. Die Klöster hatten bis 1790 normalen Nachwuchs. Die alten Orden aber nahmen nicht an dem wissenschaftlichen Aufschwung der Zeit teil. Die Minoriten waren die Lehrer an den Gymnasien. Die Franziskaner kämpften gegen Aufklärung und Febronius. Die Gesellschaft Jesu hatte bis zu ihrer Aufhebung nicht nur am Hof und in der Höheren Schule, sondern auch in der Volksmission ihre Schwerpunkte. 25 Zisterzienserinnenklöster bestanden, noch um 1800 lebten 400 Beginen allein in Köln.

Das Kapitel über das kirchliche und religiöse Leben beginnt mit einem ausführlichen Abschnitt über das Gotteshaus, der zu einer Kunstgeschichte des Kölner Raumes ausgeweitet wird. Der Barock erobert nur das Innere der Kirchen. Er ist nicht die Schöpfung dieser Landschaft und kommt zumeist aus dem oberdeutschen Raum. Künstler aus Augsburg und Wessobrunn überraschen nicht, denkt man an die Herkunft der Kurfürsten. Genau so werden später im Kirchengesang der Aufklärung Anleihen an dem Salzburger und Stuttgarter Gesangbuch gemacht. Gegenüber der süddeutschen Religiosität wird freilich eine gewisse Zurückhaltung sichtbar. So gibt es nur eine einzige Übertragung römischer Katakombenheiliger. Die Aufklärung zeigt auch im Kölner Raum ihre verdienstvolle Seite in der Förderung der Katechese, deren Einführung in den schulischen Unterricht. Natürlich wird der Emser Kongreß, Vorgeschichte wie Bedeutung, ausführlich geschildert und, was einem sonst selten begegnet, die Durchführung des Emser Reformdekrets. Die Reform ergreift auch das kirchliche Bildungswesen. Als Frucht solcher Bemühungen reifte die Gründung der Universität Bonn.

Im letzten Kapitel holt die Weltpolitik das Erzbistum wieder ein. Die Französische Revolution brachte zuerst die Emigranten, dann die revolutionären Heere an den Rhein. Der Erzbischof flieht, das Bistum geht unter. Links des Rheins entsteht die napoleonische Diözese Aachen, rechts wird ein Rest treu und gewissenhaft verwaltet.

So ruft der Band nach der Fortsetzung, die der Verfasser versprochen hat. Der staunenswerte Überblick über tausend Details, deren Fundamentierung in zahllosen Befragungen der Quellen wie der literarischen Arbeiten, deren treffliche Einordnung in einen nahtlosen Aufbau, deren Darstellung ohne Pathos und Schönfärberei, aber mit dem geziemenden objektiven, zurückhaltenden Urteil, machen den Band zur Meisterleistung eines modernen Kirchenhistorikers.

Hermann Tüchle

ARNOLD VOGT: Religion im Militär. Seelsorge zwischen Kriegsverherrlichung und Humanität. Eine militärgeschichtliche Studie (Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 253). Frankfurt a. M.–Bern–New York: Lang 1984. 951 S. Brosch. sFr 129,-.

Trotz des Buchtittels, der eine soziologische Untersuchung erwarten läßt, nennt der Verfasser seine von der Philosophischen Fakultät der Universität Münster als Dissertation angenommene Studie im zweiten Untertitel eine »militärgeschichtliche« Studie. Der erste der beiden Untertitel wiederum läßt auf die Absicht

einer religions- und kirchenkritischen Auseinandersetzung schließen. In die gleiche Richtung weist dann auch der Umschlagtext. Es handele sich um eine »systematische, vergleichende Studie«, in der Entwicklungen und Verhältnisse »im deutschsprachigen Raum« und »seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts« erfaßt seien. Wozu? »Vor diesem geschichtlichen Hintergrund muß sich ebenso (wie der Anspruch von Militärseelsorge [damals oder überhaupt?]) die moderne Militärseelsorge in Frage stellen lassen«. Und das, obwohl die quellenmäßige Untersuchung mit der Wilhelminischen Zeit und dem Ersten Weltkrieg endet.

Dieses Pendeln zwischen historischer Forschung und »kritischer« Wertung beginnt mit der Einleitung, wo dem Bericht über den Gang der Forschung und dem Nachweis der Quellen ein Abschnitt folgt, der mit »Problemstellung und Thesen« (S. 26–33) überschrieben ist. Diese vorausgestellten Thesen begleiten dann die Darstellung bis zur Zusammenfassung (S. 625–648). Die Wissenssoziologie (Karl Mannheim) nannte dieses Vorgehen: Relationismus: Wissen als Wissen von einem bestimmten Ort aus. Das ist kein Vorwurf; es veranlaßt jedoch, laufend zwischen Stoff und den Wertungskategorien zu unterscheiden.

Der große Wert dieser Studie liegt in den Materialien, vor allem soweit diese die Entwicklung rechtlicher Regelungen betreffen, beginnend mit der Preußischen Militärkirchenordnung von 1832 und bis zum Allerhöchsten Erlaß der Militärkirchenordnung von 1902 reichend. Die Liste der genutzten Archive (S. 25) und das Verzeichnis der ungedruckten Quellen (S. 885–897) ist beachtlich und schafft die Möglichkeit, ins Detail zu gehen. Manche der vorgefaßten Thesen kollidiert mit dem Detail. Das gilt z. B. von einer der Eingangsthesen, wonach »das Militär [...] kraft seines politischen und sozialen Übergewichts einen Vorrang gegenüber den Kirchen behaupten und in grundsätzlichen Konflikten in der Militärseelsorge seine Interessen durchsetzen« konnte (S. 32). Die detaillierte Darstellung des Anteils des evangelischen Feldpropstes Maximilian Richter (1887–1905) an den Reformbestrebungen in der Wilhelminischen Zeit (S. 172–179 u. S. 183–193) zeigt etwas anderes (S. 190). Richter hatte mit seiner Formel »frei und selbständig, aber nicht isoliert« (S. 191) ein neues Modell für einen Verbund des Militärkirchenwesens mit (zivil)kirchlichen Einrichtungen gegen das Kriegsministerium durchgesetzt. Der Verfasser hat diesen Fortschritt weder gewürdigt, noch beim Vortrag seiner Thesen entsprechend berücksichtigt.

Das ausführlich gegliederte Inhaltsverzeichnis (S. 7–15) gibt – im Gegensatz zu den Eingangsthesen – eine Vorstellung vom komplexen Verlauf der Entwicklung, wobei allerdings die Fülle der berücksichtigten Faktoren überzeugender ist als die Systematik der Darstellung.

Zur stofflichen Fülle gehören beispielsweise: die Unterscheidung der Entwicklung in den einzelnen Bundesstaaten (über Württemberg S. 162–166, S. 303–316, S. 521–525); die Einbeziehung des österreichischen »Vorbildes«, besonders für die katholische Militärseelsorge; die Stellung der religiösen Minderheiten; das Entstehen einer jüdischen Kriegsseelsorge usw.

Einwände gegen die Systematik betreffen vor allem die Verwendung des Begriffes »Wilhelminische Zeit« für die Epochenbildung sowie die Charakterisierung dieser Epoche durch die »zwei neuen Ziele: die Abwehr der Sozialdemokratie und die moderne, reichseinheitliche Gestaltung der Militärseelsorge« (S. 167). Der Verfasser ist hier offensichtlich dem Kapitel »Der Einsatz der christlichen Religion im Kampf gegen die Sozialdemokratie« im Buch von Reinhard Höhn (»Die Armee als Erziehungsschule der Nation. Das Ende einer Idee«, Bad Harzburg 1963, S. 169–292) gefolgt, ohne allerdings dessen weiterreichende Analysen der gesellschaftlichen, politischen und religiösen Entwicklungen auch nur andeutungsweise zu übernehmen. Solche Auslassungen bewirken dann leicht Thesenbildungen, wie sie das »und« in der Epochenüberschrift (S. 167) förmlich in den Mund legt.

Für das »Bild« der Militärseelsorge im neunzehnten Jahrhundert wäre es aufschlußreicher gewesen, hätte der Verfasser das Kapitel über »Militärkirchliche Symbolik« (S. 387–454) ebenfalls nach Zeitphasen und Regionen unterschieden (siehe dazu Anmerkungen von Karl Hammer im Vorwort zu seiner Untersuchung »Deutsche Kriegstheologie [1870–1918]«, München 1971). Ohne derartige Spezifizierungen bleiben Thesen wie die vom Militärkirchenwesen als »einem Kristallisationspunkt staatlich, militärisch und kirchlich geförderter Religiosität« (S. 28 f.) Leerformeln, die genau das vermissen lassen, was sich der Verfasser (in Anlehnung an R. Höhn) eigentlich vorgenommen hatte: Militärseelsorge darzustellen als »ein charakteristisches Abbild gesamtkirchlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Entwicklung« (S. 17). Diesem (hohen) Anspruch genügt die vorliegende Untersuchung (noch) nicht. Das »informelle Umfeld der Militärseelsorge mit ihrem ganzheitlichen politischen, sozialen und kulturellen Beziehungsgefüge« (S. 33) ist nur gelegentlich sichtbar gemacht, z. B. im Kapitel über den »Einfluß des Reichstages auf die militärkirchlichen Verhältnisse« (S. 317–385) mit so aufschlußreichen Debatten wie der über den »Kirchenzwang« oder über die »Militärfreiheit der Geistlichen«.

Insgesamt ist dieser Veröffentlichung zu wünschen, daß sie die Forschung belebt (vgl. S. 18). Der

Verfasser vermittelt neben vielen Materialien auch viele und zum Teil neue Fragestellungen. Weiterführende Hinweise bietet die »Bibliographie Theologie und Frieden« (hrsg. vom Institut für Theologie und Frieden. Bd. 1/1 und 1/2. Köln 1984).
Martin Gritz

KLAUS ROB: Karl Theodor von Dalberg (1744–1817). Eine politische Biographie für die Jahre 1744–1806 (Europäische Hochschulschriften; Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften; Bd. 231). Frankfurt a. M.–Bern: Lang 1984. Brosch. 583 S. sFr 82.–.

Man merkt es ihr an, dieser politischen Biographie, daß ihr Autor Hemmungen überwinden mußte, um sich Karl Theodor von Dalberg, dem letzten Erzkanzler des alten Reiches, dem Fürstprimas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, zu nähern. Der Autor äußert es selbst: »Was die Würdigung der politischen Rolle angeht, ist es für den Historiker wie für den Biographen gewiß keine Empfehlung«, sich mit einem gescheiterten Lebenswerk befassen zu müssen (S. 29). Entsprechend widersprüchlich ist die Würdigung ausgefallen.

Es wird hier ein Dalberg vorgeführt, dessen – gemessen an Goethe – mittelmäßige Intelligenz seinem Geltungsbedürfnis nicht standhält (S. 44f.), dessen »in den Grundfesten leicht zu erschütternde und ohne Führungambitionen auftretende Persönlichkeit« (S. 44) »eine so nachhaltige Ausstrahlung besaß, daß sich ihr niemand entziehen konnte« (S. 109), dessen »Empfänglichkeit und Außensteuerung« ihn in die unterschiedlichsten Abhängigkeitsverhältnisse treiben (S. 106, S. 317, S. 326), dessen Fremdbestimmung aber dennoch »auf die jeweilige Interessenlage derer, die sie diagnostizieren«, reduziert wird (S. 248). Folgt man dem Autor, dann schlägt die mehrfach betonte Integrität und Rechtschaffenheit Dalbergs (S. 191, S. 248, S. 311) spätestens 1802 um in Kollaboration und Gesinnungstäterschaft mit Napoleon, dem »Verderber des Reichs« (S. 319), den Dalberg freilich nicht als solchen erkennt.

Nun ist es gewiß Aufgabe einer Biographie, einen Menschen in seiner Gedankenwelt und seinen Handlungen mit seinen Stärken und Schwächen, in seinen Widersprüchen, vielgestaltig wie das Leben selbst, zu zeigen, zu beurteilen, zu würdigen. Das gelingt in Teilbereichen, dort nämlich, wo der Autor auf der Grundlage eines umfangreichen archivalischen Materials – der im Zentralarchiv Merseburg zusammengefaßten preußischen Akten und der sächsischen Akten aus dem Staatsarchiv Dresden u. a. – zu einer eigenständigen Darstellung kommt. Dort wird Dalbergs »nie ermüdendes Engagement«, »seine rastlose Aktivität« (S. 249) im Kampf um die Aufrechterhaltung der Reichsverfassung lebendig; dort wird sein mangelnder Realitätssinn in der Einschätzung von Großmachtspolitik und mittelständischem Souveränitätsstreben verständlich. In der Darstellung der Vorgänge um die Mainzer Coadjutorwahl, der Reichsreformpläne von 1787 und des Ringens um den Bestand der geistlichen Staaten in der Endphase von Reichskirche und Reich liegt auch der Schwerpunkt der Arbeit.

Die eigentlich unverständlichen Widersprüche ergeben sich zumeist dort, wo der Autor sich mit der Rehabilitierung Dalbergs auseinandersetzt, des Mannes, »der auf der Anklagebank des 19. Jahrhunderts sitzen blieb« (Rudolf Reinhardt: Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg [1744–1817] im Lichte der neueren Forschung. In: ThQ 144 [1964] 257–275, hier S. 258). Die Anklage lautet, als Ideologe habe Dalberg »seine Abbilder von der Wirklichkeit für die Realität selbst« genommen. Auf diese Weise sei er »Phantasmen« nachgelaufen. »Akzeptable Gedankenfiguren von abstrakter Vollkommenheit« hätten sich durch »sie begleitende enthusiastische Ideenflüge« selbst gerichtet »und dann auch den, der sie nur deshalb entwickelte, damit der Getriebene vor sich selbst als der Verfolger erscheinen und bestehen kann« (S. 32). Über ein solches Urteil will der Autor gerne streiten, kommt aber gegen Ende seiner Arbeit doch zu dem Schluß, daß »der Erste und letzte Reichsritter »nach einem Leben voller Kämpfe, Enttäuschungen, Sorgen um Kirche und Reich« seine persönliche Größe bis zuletzt gewahrt« habe (S. 424f.). Selbst im Verhältnis zu Napoleon konstatiert der Autor hier eine bemerkenswerte Diskrepanz »zwischen der persönlichen Verehrung, die Dalberg dem Empereur entgegenbrachte, und der Reserviertheit, mit der er dessen Tagespolitik aufnahm: 1802–1806 – das ist auch, bei aller Anlehnung und privaten Affinität, gleichzeitig die Phase andauernder faktischer Auflehnung gegen einen übermächtigen Hegemon, der durch niemanden, außer durch seinen eigenen Wahn zu besiegen war. Einem derartigen Gegenspieler unterlegen zu sein, rückt die Kategorien seines Scheiterns und seiner Verantwortlichkeit zurecht. Dabei ist es unerheblich, erfolglos gewesen zu sein, um richtig gehandelt zu haben« (S. 420).

Dennoch: eine zeitgemäße Gesamtwürdigung der Persönlichkeit Dalbergs bleibt weiterhin ein Desiderat. Die vorliegende Biographie schließt mit dem Jahr 1806 ab. Eine Würdigung des Fürstprimas des